

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 38 (1962-1963)
Heft: 12

Artikel: Als es noch Fische gab
Autor: Funk, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074148>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Als es noch Fische gab

Von Fritz Funk

Seinerzeit ist unser altes Städtchen Nidau als Wassernest, als «nid d'eau» benannt worden. Wahrscheinlich deshalb, weil Nidau, französisch ausgesprochen, sich fast gleich anhört wie «nid d'eau», und weil das Städtchen vollständig vom Wasser umgeben war – was bis heute so geblieben ist.

Der Name ist also nicht weit daneben, auch wenn sich einwenden ließe, diese Ortsbezeichnung müsse von «niedere Au» herstammen.

In meinem Geburtshaus, dem Sternen, jener kleinen Wirtschaft, mitten im Städtchen, gegenüber der Kirche, verkehrten hauptsächlich

Bauern, Jäger und Fischer aus der Nachbarschaft, Kollegen meines Vaters. Wir Buben spitzten da die Ohren, wenn von Hasen, Füchsen, Dachsen, von Fischottern, Rebhühnern, Wachteln, Hechten und Krebsen die Rede war. Und nachher untersuchten wir in Feld und Wald das Gehörte auf seinen Wahrheitsgehalt.

Schon frühzeitig machten wir Jagd auf Fische und Krebse. Auch die Muscheln blieben nicht verschont. Im Sommer tauchten wir nach ihnen, und im Herbst, wenn wir nicht mehr baden durften, fingen wir sie nach unserer eigenen Methode. Das ging so zu: Wir nahmen dürre Schilfhalme, entfernten Rispen und Blätter und steckten die Halm spitzen in die nach oben offenen Spalten der Muscheln, die sich dann sofort schlossen. So konnten diese Wundtiere ohne Schwierigkeit an die Oberfläche gezogen werden. Die gelben fleischigen Muskelfüße brieten wir an einem Holzspieß im Feuer und verzehrten sie wie kleine Robinsoone.

Im Winter froren Tümpel und Graben zu, und unter der Eisdecke bildeten sich langsam die unheimlichen Blasen von Methangas. Wenn sie groß genug waren, stachen wir sie an und entzündeten das ausströmende Gas. Das gab geheimnisvolle Feuerchen!

Wir kannten uns aus, wo die großen und kleinen Fische standen, kannten die Vögel und ihre Nester, wußten, wo Igel und Wiesel hausten, wo die Hasen ihre Sassen hatten und kannten alle Plätzchen, auf denen die ersten Frühlingsblümchen und Morcheln zu finden waren, und später die Erdbeeren, Himbeeren und Brombeeren. Die Fröschenkonzerte an lauen Frühlingsabenden, die in den Gräben und der Zihl im Städtchen abgehalten wurden, waren für uns lautere Musik.

Die großen Kriege

Im seichten Wasser der Seebucht vom «änere Wäldli», wie der Badeplatz am jenseitigen Ufer des Kanals hieß, bauten wir uns manchmal aus Sand und Steinen «Seefestungen», die wir mit «Artillerie» bestückten. Aus Schilf und Binsen bastelten wir ganze Kriegsflotten. Wir teilten uns jeweils in zwei Gruppen, hielten mit diesem Spielzeug große Manöver ab, erklärten einander den Krieg und lieferten uns theoretische, regelrechte Seeschlachten. Wir

übten uns in Strategie, kommandierten wie Admirale, schafften und eroberten neue Festungen und Inseln.

In Biel gab es Kadetten. Unser Cousin war dort Offizier. In den Herbstferien organisierte er einmal mit uns und einigen Zugwandten und als tauglich Anerkannten eine kleine Privattruppe. Sie zählte nur zehn Mann, aber sie war gut ausgerüstet. An Waffen verfügten wir über eine Jagdflinte, zwei Revolver, eine Flöbert- und eine Salzpistole, eine kleine, auf Rädern montierte Kanone und mehrere sogenannte Handböller, die wir selbst angefertigt hatten, zwei Säbel, einen Feldstecher und ein Kochgeschirr.

Diese kleine Privatmiliz wurde exerziert, gedrillt, hatte auf Scheiben zu schießen, und jeder sorgte für seine Waffe und für die nötige scharfe und blinde Munition. Als unser Tun publik wurde, bildete sich bald eine andere Bubengruppe, die wohl viel zahlreicher, aber auch harmloser war, konnte sie sich doch nur mit Pfeilbogen und Holzspeeren bewaffnen. Einmal trugen uns diese gegen vierzig «Mann» einen Kampf an. Wir hatten keine Angst. Unser Kommandant war der Kriegserklärung gewachsen. Ja, er war ein Strateg!

Er stellte einen Gefechtsplan auf und orientierte jeden Einzelnen, was zu tun war. In Verhandlungen mit den Gegnern hatte er erreicht, daß der Kampf in einem waldigen und unübersichtlichen Terrain stattfinden konnte. Nun teilte er uns in drei Gruppen ein, schickte zwei davon voraus mit dem Befehl, den Feind planmäßig zu verwirren, und behielt die dritte mit der Kanone als Hauptmacht zurück.

Der Krieg wickelte sich exakt nach dem Programm ab. Die beiden Vortrupps lockten den Feind abwechselungsweise bald hierhin, bald dorthin, bis er die Orientierung immer mehr verlor. Dann griffen auf ein Hornsignal die beiden Vortrupps von verschiedenen Seiten gleichzeitig an, und als unsere Feinde nicht recht wußten, gegen welche Seite sie sich wenden sollten ... hatten sie plötzlich unsere Kanone im Rücken. Mit ihrem höllischen Krachen und Donnern – wir schossen natürlich blind – wurde der Feind überrumpelt.

Aber auch uns war dieser Kampf teuer zu stehen gekommen, denn erstens hatten wir eine Unmenge Pulver verschießen müssen, und dann kam noch das Nachspiel: Obwohl nie etwas passiert war, fanden die Schulbehörden, daß unser Tun zu gefährlich sei. Und deshalb ver-

boten sie es uns. Die Waffen aber, die lieferten wir nicht ab. Die Flinte und die Kanone stellten wir an ihre Plätze zurück, Flobert, Revolver und Salzpistole ölten und verpackten wir gut und vergruben sie an einem trockenen Ort an der Zihl, bis wir sie nach einigen Monaten, als die Affäre verraucht war, wieder ausgraben konnten.

Hosenboden mit Teer

Ich weiß nicht mehr genau, wie es kam. Vielleicht waren es die Geschichten vom «Lederstrumpf» oder, daß uns der Vater den Weidling strafweise eine Zeitlang abgeschlossen hatte, auf alle Fälle beschlossen wir eines Tages, uns ein Kanu zu bauen.

Die Kiellatte, den Vorder-, den Mittel- und den Hinterbogen, sowie die beiden Seitenlatten ließen wir beim Wagner anfertigen und besorgten uns Gipserleisten, hölzerne Faßreifen, Emballagen und Teer. Hierauf schraubten und nagelten wir alles zusammen, überzogen das Bootskelett mit Emballage und bestrichen das Ganze mit soviel heißem Teer, bis das Kanu halbwegs wasserdicht war.

Als der Teer etwas angetrocknet war, ging es los. Die ersten Probefahrten verliefen ungut: Das rundbodige, etwas hochwandige und schlecht ausbalancierte Kanu, dessen Schwerpunkt etwas zu hoch lag, kippte schon bei der geringsten Un geschicklichkeit, und es setzte mehr als ein Vollbad ab, bis wir die Tücken unseres Kanus kannten.

Der Teer blieb lange ein anhänglicher Freund unserer Hosenboden. Aber das zählte nicht. Wichtiger war, daß wir neben der Erfüllung unserer Tagespflichten nun ein richtiges Seemannsleben führen konnten. Vaters Weidling blieb freilich nach wie vor in der Zihl und im Kanal Meister über alle anderen Ruderboote, was durch Gefechte immer wieder bestätigt wurde. Aber mit dem Kanu hatten wir die Möglichkeit, den See zu erschließen!

Seine ganze Weite und die großen Schilfwälder standen uns nun offen. Wir drangen in die geheimnisvollen Dschungel ein, in denen es von freßgierigen Rotblaggli nur so wimmelte, wo sich aber auch der großschuppige, dickköpfige Alet aufhielt. An heißen Hochsomertagen standen diese Fische nahe der Seeoberfläche und lauerten auf Insekten. Dann war für uns die Chance gut, vom Kanu aus mit Heuschrecken etwa ein pfündiges Rotblaggli

oder einen gewichtigen Alet zu erbeuten. Uns war keiner zu groß.

Lange Zeit war das Kanu unser bester Freund und hielt alle Strapazen bis gegen das Ende der Schulzeit aus. – Vielleicht finden einmal Pfahlbauerforscher seine Überreste noch am Ufer des Bielersees . . .

Lieblingsspeisen

An der Zihl, am Kanal und beim Seespitz gab es gute Fangplätze für Egli, welche kleine, gelbschwänzige Mistwürmer bevorzugten. Und etwa hundert Meter zihlabwärts weideten Nassen schwärme die feinen Algenrasen über den Steinen auf dem Grunde ab. Dabei drehten sie sich, zeigten ihre weißen Bäuche und roten Brust- und Bauchflossen. Ihnen kam man am ehesten mit Fleischmaden bei.

Weiter zihlabwärts standen im Tiefen hauptsächlich Brachsmen, die vor dem Einachten mit Vorliebe an kleine Würmchen, mitunter auch an Teig, gingen. Unterhalb der Schloßbrücke auf dem linksseitigen Kiesgrund hatten die Äschen ihr Quartier. Sie erwiesen sich als besondere Liebhaber von rosaroten Würmchen, nach denen wir in den Komposthaufen gruben.

Wenn beim Gnägisteg in der Zihl Zesiger Fritz Därme und Kutteln reinigte, ließen wir die üblichen Köder auf der Seite und fischten mit Darmfett, Kalberziger und gestocktem Blut. Da wimmelte es dann förmlich von Wingern, Haseln, Blaggli und Alet, und es war nicht schwer, Dutzende davon zu erbeuten!

Die Batzen, die wir auf unser Sparbüchlein legen konnten, kamen fast alle aus dem Erlös von selbstgefangenen Fischen. Davon erstanden wir unser Fischereigerät, das nach heutigen Begriffen wohl primitiv, aber durchaus, wie man so sagt, fängig war. Es gab noch keine teuren Hohlglasruten. Wir begnügten uns mit ganzen Mehrrohr- oder Bambusruten. Rollen und Ringe waren unbekannt, und Seidenschnüre waren für uns zu teuer.

Die Hanfschnur banden wir etwa einen Meter unterhalb der Ruten spitze an, um bei einem Spaltenbruch die Schnur nicht zu verlieren. Als Vorfach benützten wir für den Fang kleiner Fische die Schweifhaare von Schimmen. Für größere Beute kauften wir «Racine»-Haare, eine Art von Catgut. Etwas Blei, ein Zäpfchen, eine Schaufelangel, die selbst mon-

tiert wurde – das war die Ausrüstung.

Einmal sah ich, wie ein etwa zwanzig Zentimeter langer Weißfisch halb betäubt an die Oberfläche kam. Eine vorbeifliegende Möwe entdeckte ihn und stach im Sturzflug nieder. In dem Moment jedoch, da die Möwe die Beute fassen wollte, schoß von unten her plötzlich ein Schatten herauf, ein Wasserschwall, eine große Schwanzflosse und ... eine zehnpfundige Forelle hatte der Möwe die Beute direkt vor dem Schnabel weggeschnappt!

Beim Ausfluß des Kanals aus dem See, beim sogenannten Seespitz, lauerten an warmen Sommerabenden jeweils Scharen von zwei-, drei- und vierpfündigen Alet auf etwas Freßbares. Diese «Maudi», wie wir sie nannten, gingen am liebsten auf Heuschrecken. Man warf den Köder soweit wie möglich aus und ließ ihn gegen den Kanal treiben. War der Wurf gelungen, ging es in der Regel keine zehn Sekunden und schon gab es einen harten Ruck und einige spontane Fluchten.

Der große Brachsmen

Als Erstkläßler fischte ich einmal am Zihlbord mit einer kleinen Rute auf Egli und Weißfische. Schon lagen etwa zwei Dutzend solcher Fischchen bei mir im Schatten unter dem Grasbüschel und ich begann mich zu fragen, ob ich nicht besser die längere Rute holen sollte, um bessere Beute zu machen.

Da erblickte ich inmitten eines gemächlich dem Ufer entlang ziehenden Schwarmes von Wingern, Haseln und Blaggli etwas sonderbar Großes. Was konnte das sein? Ich stand wie angewurzelt, steif und still da und hielt den Atem an.

Es war ein mächtiger Brachsmen, eine prächtige Scheibe von einem Fisch, der scheinbar stillvergnügt daherpaddelte.

Nun stoppte er seine Fahrt, stellte sich auf den Kopf und mümmelte auf dem Grund, öffnete das Maul, das sich wie eine Ziehharmonika vorstreckte, schloß es wieder, ruderte mit den Brustflossen, stellte sich wieder in die Horizontale und drehte sich etwas ab, so daß ich seine ganze Breitseite mit den großen Schuppen sehen konnte. Dann ging er wieder kopfvoran auf den Grund, mümmelte nochmals und schien sich anzuschicken, weiterzuziehen.

Mir lief es kalt über den Rücken. Der Fisch war kaum einen Meter von meinen Füßen weg.

Hatte er mich nicht gesehen? Sollte ich versuchen, ihn zu fangen?

Wie hypnotisiert steckte ich ein frisches Gelbschwänzchen an die Angel und ließ es behutsam vor dem Brachsmen zu Boden sinken. Jetzt ringelte sich das Würmchen direkt vor dem Maul des Fisches auf dem Grund. Ob er es annimmt? ... Als ob nichts dabei wäre, öffnete der Brachsmen sein Handharmonikamaul, stellte sich gegen den Boden und schlürfte das Würmchen in aller Gemütlichkeit ein. Mir aber ward plötzlich angst und bange. Ich vergaß sogar den Anrieb.

Nun stutzte auch der Fisch. Hatte er den kleinen Haken gespürt oder mich bemerkt? Langsam drehte er sich dem Ufer zu. Jetzt oder nie, dachte ich, setzte reflexartig den Anrieb und zog den Fisch, der offenbar gar nicht wußte, um was es ging, dem Ufer zu!

Bevor der Brachsmen sich richtig hätte zur Wehr setzen können, hatte ich mich gebückt, mit beiden Händen blitzschnell zugegriffen, die Beute hinter den Kiemen zu fassen bekommen und aus dem Wasser gezogen. Schleunigst kletterte ich das Ufer hinauf. Hose und Hemd hatten einiges vom Schleim und Wasser abbekommen. Doch diese Beute, sie war mein! Ein Brachsmen von etwas über vier Pfund!

Nachtleben

Der Aal ist ein geheimnisvolles Wesen. Nicht allein seiner schlängelnähnlichen Gestalt, des langen Saumes und der weichen Rückenflossen wegen. Auch sein heimliches Nachtleben, seine Fähigkeit, lange außerhalb des Wassers existieren zu können, und die Rätsel seiner Fortpflanzung geben immer wieder zu diskutieren.

Im Herbst verlassen die laichreif gewordenen Aale die europäischen Gewässer, ziehen in großen Schwärmen durch den Ozean bis zu ihren Laichplätzen im Sargassomeer vor Zentralamerika, legen dort ihren Laich ab und kehren nie mehr zurück. Ob sie nach der Laichablage zugrunde gehen? Niemand weiß es. Die Aalbrut jedoch kehrt in Millionen und Abermillionen über den Atlantik zurück und steigt in unsere Flüsse.

Auch uns Buben hat der Aal brennend interessiert. Beim Einnachten fuhren wir oft mit dem Weidling zihlabwärts und legten jeweils zwei Nachtschnüre aus, deren Angeln

mit großen Regenwürmern, roten Wegschnecken oder mit Käse beködert wurden.

Anfänglich hatten wir keinen Erfolg. Holten wir am nächsten Tag die Schnur ein, waren die Angeln meist gestreckt, die Seitenschnüre verschleimt, verknäult und verdreht. Wir nahmen hierauf stärkere Angeln und hoben die Schnüre schon vor Tageslicht. Und siehe da: Gleich der erste Aal, den wir heimbrachten, war ein halber Meter lang.

Als wir den Erfolg allerdings dem Vater vorwiesen, meinte er, das sei gar kein richtiger Aal, sondern nur ein Schuhbändel!

Wir gaben nun erst recht nicht auf, probierten weiter und tüftelten solange, bis wir herausfanden, wo man am besten die Schnüre leg-

te, mit welchem Köder die schwersten Aale zu fangen waren und welchen Einfluß Wassersstand und Wetter auf den Fang hatten.

Der Erfolg nahm zu: Bald konnten wir dem Vater drei- und vierpfündige Aale vorweisen, und da konnte er nun nichts mehr sagen.

Wir zogen dieser Beute die Haut ab, spannten und trockneten sie und bewahrten sie als Trophäe auf. Das Fleisch schnitten wir in Tranchen, die gesalzen und gewürzt, einzeln in ein Rebblatt eingewickelt und im Bratofen im eigenen Fett geschmort wurden. Bei dieser Zubereitungsart verliert der Aal seinen etwas tränigen Geschmack. Man kann ihn aber auch salzen und räuchern oder in einem würzigen Sud blau zu einer pikanten Sauce servieren.

DER ZWEIFEL

*Ich bin der Stachel, bin der Dorn,
Der nicht Ruhe gibt und duldet,
Daß die Welt für eines trügrischen Sommers Horn
Ihre Seligkeit ewig dem Himmel schuldet.*

*Ich muß aus ewigem Anstoß her
Bewegen des Himmels Perpendikel;
Es gäbe Zeit und Jahr nicht mehr,
Schärft ich nicht Schwert und Pickel:*

*Das Schwert: Die Müßgen zu zerstreuen,
Die auf dem Faulbett liegen.
Ich helfe das ewige Jahr erneuern,
Ich hasse das Sitzen und Wiegen! –*

*Den Pickel: Daß Eis und Erz erbricht,
Der sich zum Reif hat geschlagen.
Ich werfe den Funken, das Feuer, das Licht
Vor den jauchzenden jagenden Wagen! –*

ERNST OTTO MARTI

Mit der starken Aalschnur wurden gelegentlich nicht nur Aale, sondern auch Brachsen, Alet und Barben gefangen.

An einem Oktoberabend legten wir einmal die Nachtschnur aus. Um vier Uhr früh rasselte der Wecker; wir standen auf. Draußen herrschte ein richtiges Hundewetter. Der Regen trommelte auf die Dächer und klatschte an die Fensterscheiben. Es goß wie aus Kübeln, und der Wind trieb immer neue Regenböen heran. Als wir zum Weidling kamen, war er halb voll Wasser. Wir nahmen uns nicht einmal Zeit, ihn richtig auszuschöpfen, und schützten uns vor dem Regen notdürftig mit Säcken, die wir über die Schultern warfen. Es eilte.

Es war keine schöne Fahrt. Stockdunkle Nacht. Der heftig wehende Wind trieb uns ab, und das Wasser im Weidling brachte diesen beinahe zum Kentern. Endlich fanden wir die Schnur und begannen mit Einziehen. Zuerst kam ein Blaggli, dann zwei leere Angeln, und plötzlich spürte ich ein größeres Gewicht! Fast wäre ich kopfüber ins Wasser geplumpst, als ein... starker Fisch an der Schnur riß und tobte. Ich suchte ihn durch Pumpen, das heißt Anziehen und Nachgeben, zu ermüden. Aber so schnell ging das nicht. Er sprang ein-, zweimal aus dem Wasser und klatschte wieder zurück. Endlich kam er längsseits zum Weidling, und ich konnte ihn hinter den Kiemen fassen und ins Boot ziehen. Erst jetzt sahen wir, daß es eine Barbe war, jener kräftige, währschafte Fisch aus der Familie der Karpfenartigen mit den wulstigen Lippen, leuchtend wie Messing.

Wir hatten Glück gehabt. Was tat es, daß wir pudelnaß waren, daß uns der Wind noch immer zu schaffen machte? Mit neuen Kräften stachelten wir gegen den Wind heimwärts und gaben noch, bevor es Tag geworden war, den schönen zehnpfündigen Fisch zu Hause ab.

Statt Krebsen...

Im heißen und trockenen Sommer 1911 gingen wir eines Tages mit dem Vater auf den Tessen-

berg, um im Oberlauf des Twannbaches Krebse zu fangen. Doch die zahlreichen Tiere wollten auch die besten Köder nicht annehmen, die wir ihnen servierten. Lag das an der zu hohen Wassertemperatur, am niedrigen Wasserstand? Jedenfalls, trotz allem Fleiß und trotzdem wir die besten Stellen aufsuchten – die Krebse waren mit unseren Ködern einfach nicht aus ihren Schlupfwinkeln zu locken.

So blieb nichts anderes übrig, als Hosen und Hemdärmel aufzukrempeln, die Schuhe auszuziehen und in den Bach zu steigen. Von Hand Krebse zu fangen, ist nicht schwierig. Fast in jeder Höhle, in die wir hineingriffen, steckte so ein panzerhäutiger Geselle mit Scheren, die empfindlich zwicken und klemmen können, wenn sie einen erwischen. Wenn man aber forscht zugreift und die Krebse beim Brustpanzer faßt, passiert nichts.

Als ich so wacker nach Krebsen suchte, geriet mir plötzlich eine Forelle in die Hand. Jetzt wußte ich, wo die Forellen hausten, und kurz darauf fing ich grad eine Pfündige.

Nun spürte ich mehr den weichen Bäuchen der Forellen nach, und richtig, ganz hinten, unter dem Grasbord, fühlte sich wieder etwas Weiches an. Also rasch zugegriffen. Aber, o weh, statt der erwarteten Forelle hatte ich nur einen großen Wasserfrosch erwischt!

Aufregende Hochzeiten

Der Fischereiverein vom Bielersee betrieb damals in Biel eine eigene Fischbrutanstalt, in der die Eier von Forellen, Äschen, Hechten und Felchen erbrütet wurden. Sobald die Brütlinge freß- und schwimmfähig waren, das heißt, wenn sie ihren Dottersack aufgezehrt hatten, wurden sie in die Gewässer zurückversetzt. Die Felchen- und Hechtbrut wurde im See, die Forellen- und Äschenbrütlinge an geeigneten Stellen in der Zihl und im Kanal eingesetzt.

In der vom Verein gepachteten Zihl- und Kanalstrecke, von Nidau abwärts bis hinunter nach Schwadernau, besorgte unser Vater die Laichfischerei auf Äschen, Forellen und Hechte. Und wir halfen ihm dabei.

*5. Festival Gastronomique Alsacien, 3. Sept.–31. Oktober 1963
Berühmte Spezialitäten – Berühmte Weine aus der Domaine DOPFF,
im Zunfthaus zur SAFFRAN, ZÜRICH*



Mit selbst angefertigtem Spiegelgarn, das eine Länge von dreißig Metern und eine Wandhöhe von etwa einem Meter besaß, zogen wir aus. Um dem Netz den richtigen Stand zu geben, war seine Grundähre mit Bleikugeln beschwert, während die Oberähre mit Korkschwimmern versehen war.

Das Spiegelgarn ist ein dreiwandiges Netz, mit zwei äußeren, weitmaschigen und einer inneren, engmaschigen Wand. Der Fisch fängt sich, indem er die beiden äußeren, weitmaschigen Wände durchstößt, die engmaschige Zwischenwand mitnimmt und so in einen Sack gerät.

Zum Fischen mit dem Spiegel- oder Zuggarn waren drei bis vier Mann nötig. Einer hielt am Ufer das eine Netzende, ein anderer ließ vom Boot aus das Netz in einem Bogen ins Wasser gleiten und der dritte und vierte mußten rudern. Das Netz wurde je nach den Verhältnissen 50 bis 150 Meter abwärts geschleppt und dann an Land gezogen.

Was beim Laichfischen auf Forellen und Äschen noch nicht laichreif war, wurde sofort wieder eingesetzt. Die laichreifen Fische dagegen wurden nach Hause gefahren, gestreift und das Laichmaterial in die Brutanstalt abgeliefert.

Der Bestand in den guten Äschenstrecken der Zihl und des Kanals war damals außerordentlich reich. Fänge von dreißig und vierzig Stück Äschen in einem einzigen Zug waren keine Seltenheit.

Bei einem Forellenlaichfang im Kanal unten erbeuteten wir einmal eine einzige zehnpfündige Flußforelle, im schönsten Hochzeitskleid prangend und vollständig laichreif. Zuhause angekommen, streiften wir den Fisch sofort in eine trockene Schüssel, überdeckten die etwa 10 000 Eier mit einem angefeuchten Tuch und machten uns, da wir kein Männchen zur Befruchtung der Eier hatten, gleich auf die Beine, um einige Milchner zu fangen, damit die Eier rechtzeitig besamt werden konnten.

Wir rannten zum Kürzigraben hinauf, erbeuteten drei Milchner und eilten im Galopp wieder heim. Deren weiße Samenflüssigkeit wurde sorgfältig über die Eier in die Schüssel gestreift, Eier und «Milch» mit einer Gänsefeder durchgemischt, ein wenig Wasser hinzugegossen, das Ganze leicht umgerührt, einige Minuten stehen gelassen und nochmals mit frischem Wasser versehen.



VON HEINRICH WIESNER

Erfahrungen haben ihren Preis. Die letzte bezahlen wir mit dem Leben.

Integration. Katzen und Hunde vereinigt euch. Die Wölfe kommen.

Verschwörung. Der Aufstand des Grases geschieht unberichtet.

Kongo. Wir entdeckten eine neue Poesie: Schönheit der Namen.

Griechenland. Im Auge der Fremden werden Steine zu Göttern.

Protestmarsch. Wandern beruhigt.

Raumfahrt. Gott verliess den Wolkensitz.

Tausend erfolglose Verhandlungen: erfolgreicher als ein erfolgreicher Krieg.

Die so befruchteten Eier lieferten wir hierauf in die Brutanstalt, wo sie nach 420 Tagesgraden (bei einer mittleren Temperatur von 4 bis 5 Grad sind das 105, bzw. 84 Tage) schlüpften. Es waren wunderbar entwickelte, lebenskräftige Brütinge! So «machten» wir die Fische!

Eine große Sache war für uns im Frühling auch die Laichzeit der Hechte. Wenn der goldgelbe Huflattich, die silbernen Weidenkätzchen und die ersten Veilchen und Primeln blühten, die Zihl anstieg und die flachen Schilfsäume überflutete, kamen die Hechte zum Laichen. Zuerst erschienen auf den Laichstellen die kleineren Männchen oder Milchner, die selten drei bis fünf Pfund überschritten. Man hieß sie auch Jäger. Dann aber folgte bei günstigem Wasserstand und Wetter das Gros der Weibchen oder Rogner. Das waren nun Kerle von 10 bis 30 Pfunden und mehr!

Diese großen Fische stiegen an lauen Frühlingsabenden, wenn der Wasserstand zunahm, ins Schilf, plantschten im seichten Wasser her-

um, daß ihre breiten Rücken zum Vorschein kamen und ließen von den Männchen die Zehntausende von Eiern befruchten, die sie beim Liebesspiel ausspritzten.

Wir setzten die Reusen, jene auf der einen Seite offenen, auf der anderen geschlossenen Netzsäcke, sobald es einnachtete, an den vorbereiteten Stellen ein und tarnten sie mit Schilfmatte oder Tannästen. In aller Frühe, wenn die Lerchen trillerten, fuhren wir die Zihl hinab, um die Reusen zu heben, nahmen die Hechte in den großen Fischzuber, spannten dann die Reusen zum Flicken und Trocknen aus und streiften hierauf die Tiere.

Noch heute, da ich diese Zeilen schreibe, bekomme ich Herzklopfen, wenn ich an diese Prachtskerle denke mit ihrem breiten Rücken, der weit nach hinten verlagerten Rückenflosse, dem flachen Kopf und dem Maul voller unangenehmer Zähne.

Es ist anders geworden

Längst sind meine Jugendjahre dahingeschwunden. Längst ist es auch mit der Reinheit und Sauberkeit unserer Bäche, Flüsse und Seen aus, diesen herrlichen Lebenspendern und Naturwundern. Dank unserer Unvernunft ersticken sie langsam im Schmutz.

1915 begann die Stadt Biel, ihre Abwasser bei der Schloßbrücke in die Zihl zu leiten. Das Bundesgesetz über die Fischerei von 1888, welches dies verboten hätte, wurde nicht angewendet. Nicht einmal die kantonalen Behörden sagten etwas. Und auch der eidgenössische Fischerei-Inspektor konnte nichts ausrichten, weil die Stadt «wegen ein paar Fischschwänzchen» keine Umstände haben wollte...

So begannen sich zunächst unterhalb der Kloake Unmassen von Abwasserbakterien zu entwickeln. Diese «Sphaerotyli», wie sie heißen,ketten sich aneinander und bilden graue, oft auch schwärzliche oder rosarote, weiche Zotten, die an Steinen und am Flußgrund haf-ten und in der flutenden Strömung wie die

Schwänze der Lämmer aussehen. Daher auch der Name «Lämmerschwanz».

Gleichzeitig setzte sich auf dem Grund ein fauliger, dunkler Schlamm ab, der den Kiesboden überdeckte und sich immer weiter flußabwärts ausbreitete. Die Nährtierchen der Fische unter den Steinen wurden von diesem Schlamm erstickt. Laichten anfänglich noch Forellen und Äschen in dieser Schmutzstrecke, so verschlammten nun bald die Laichgruben. Die darin liegenden Eier, ungenügend mit Sauerstoff versorgt, verpilzten und faulten, bevor es zum Ausschlüpfen kam.

Natürlich mußten die Forellen und Äschen aus einem solchen Gewässer auswandern, das ihnen die Nahrung entzog und die Fortpflanzung verunmöglichte. Aber auch die Krebse gingen ein.

Anfänglich konnte sich die Zihl über den Winter jeweils wieder erholen, weil beim Aufstauen der Kanalschleuse das Gefälle zunahm und die starke Strömung wenigstens einen Teil des Schlammbelages fortführte. Als aber später die neue Kanalschleuse unterhalb der Zihleinmündung gebaut wurde, blieb die Zihl auch über den Winter aufgestaut, und die Verschmutzung und Verschlammung wurde immer ärger.

Diese Verhältnisse besserten auch nicht, als Biel seine Abwasser nicht mehr vollständig in die Zihl, sondern mehr in den Kanal leitete. Denn inzwischen hatten die Abwasser aus Nidau, infolge der Ausdehnung der Industriebetriebe und der Zunahme der Wohnbevölkerung, schon derart zugenommen, daß sie die Selbstreinigung der Zihl weit überforderten.

So gingen die Äschenstrecken und die Forellenbestände im Fluß vollständig zugrunde. Auch Egli und Brachsmen sind seither fast völlig verschwunden. Was in der Zihl geblieben ist, das sind nur noch minderwertige, kaum genießbare Fischchen.

Im Frühling wuchern auf dem Grunde der seichten Ufer des Bielersees heute dicke Algenpelze, die bei warmem Wetter an die Ober-

Energien tanken - Kraftreserven speichern mit

Reich an Vitamin
B₁, B₂ + D

forsano
Kraftquelle Nr. 1



fläche steigen und, als unappetitliche Fladen ans Ufer geschwemmt, verfaulen und stinken. Auf dem Seegrund lagern sich Überreste von abgestorbenen Pflanzen und Tieren ab, bei deren Zersetzung dem Wasser viel mehr Sauerstoff entzogen wird, als auf natürlichem Wege ersetzt werden kann. Geht in solchen Zonen der Sauerstoff aus, so kommt es zu dem sogenannten anaeroben Fäulnisprozeß, bei dem Fischgifte, wie Schwefelwasserstoff usw., entstehen. In solchen Zonen wird jedes höher entwickelte Pflanzen- und Tierleben vernichtet!

Vor Jahrzehnten war der Bielersee noch – wie übrigens die meisten Schweizerseen – ein ausgesprochenes Edelfischgewässer, in dem Felchen und Forellen dominierten. In letzter Zeit kommen die Weißfische immer stärker auf, weil die natürliche Fortpflanzung der Felchen fast ganz aufgehört hat. Auch die See-forellen kann man beinahe zählen.

Die akuten und chronischen Fischsterben in unseren Seen sind zum traurigen Tagesgespräch geworden. Millionen von kleinen und großen Fischen werden vergiftet. Die Fischereischäden in der Schweiz wurden für die Jahre 1950-60 auf jährlich fast 2,5 Millionen Franken geschätzt.

In Industrie, Gewerbe und Landwirtschaft, selbst im Haushalt, werden stets größere Mengen von gefährlichen Giften verwendet, ohne daß bisher ausreichende Maßnahmen zu deren Entgiftung getroffen wurden. Dazu kommen die zahlreichen Betriebsunfälle beim Transport, der Lagerung und Verwendung solcher Giftstoffe. So gelangen Cyanverbindungen, Phenole, Insektizide, Rohöle, Benzin, giftige Wasch- und Spülmittel in unsere Wasser und töten Fische und Nährtiere! Das sind keine Ruhmesblätter für unsere Generation und unsere öffentliche Ordnung.

Vor einigen Jahren, als meine Frau unserem vierjährigen Enkelkind den «Potschamber» leeren ging, fragte die Kleine auf einmal: «Wo tust du das hin?» – «Ins Closett», gab die Großmutter zur Antwort.

Die Kleine war mit dieser Antwort nicht zufrieden und wollte weiter wissen: «Wohin geht es dann?»

«In die Kanalisation.»

«Und nachher?»

«In die Aare!»

«In die Aare?» fragte die Kleine ungläubig, «da tut man doch baden!» – Und da gibt es noch Leute, die über unsere Jugend schimpfen! Ist sie nicht weit besser als wir mit unserer Doppelmoral?

Wasser – unser Element

Das Wasser ist nicht nur das Lebenselement der Fisch- und Wasserwelt, sondern auch dasjenige des Menschen. Wasser und Gewässer sind der wichtigste und nicht ersetzbare Grund- und Lebensstoff überhaupt. Ohne Wasser gibt es kein Leben.

Unser Land ist von Natur aus reichlich mit herrlichen Gewässern und dem besten Wasser bedacht worden. Dieser kostbare Schatz wird heute durch Raubbau zerstört. Die Pflicht zur Umkehr ist auch in rechtlicher Form verankert – im Bundesgesetz von 1955 betreffend den Schutz der Gewässer gegen Verunreinigung. Die Ausführung dieser Gesetzesvorschriften ist unter Aufsicht des Bundes den Kantonen übertragen, die vom Gesetz ermächtigt sind, die Durchführung der von ihnen verlangten Maßnahmen zwangsläufig zu verfügen oder sie auf Kosten der Pflichtigen selbst zu besorgen.

Noch tun die Kantone aber viel zu wenig. Hier könnten sich einige Magistraten ein bleibendes Denkmal setzen, wenn sie mit falschen Rücksichten energisch Schluß machen. Niemand darf behaupten, es fehle an finanziellen Mitteln, an technischen Möglichkeiten oder an den Rechtsgrundlagen. Denn das alles ist vorhanden! Was bisher fehlte, das waren Einsicht und ernster Wille, etwas Rechtes zu tun!

Kenner fahren DKW!